

SEBASTIAN RAHN

Beziehungsweisen

**Relationale Perspektiven
auf die Frage nach der Gestaltung
des Sozialen**

Keywords: Relationalität, Gestaltung, Sozialtheorie, Soziale Arbeit, Design

Wie gestalten wir Gesellschaft? – Zu den (relationalen) Vorannahmen einer mehrdimensionalen Fragestellung

Die im Titel des vorliegenden Sammelbandes formulierte Frage nach der Möglichkeit einer kollaborativen Gesellschaftsgestaltung im Horizont normativer Prinzipien (z. B. Freiheit, Gerechtigkeit, gelingenderer Alltag) stellt sich originär in (sozial-)philosophischen sowie politikwissenschaftlichen Debatten (Becker 2020, S. 17). Darüber befassen sich mit dieser Frage insbesondere diejenigen Arbeitsfelder, die sich über individuelle Profitinteressen (z. B. in der Privatwirtschaft) oder wissenschaftliche Erkenntnisinteressen (z. B. in den Naturwissenschaften) hinaus als „sozial“ attribuieren. Eine entsprechende Begriffsverwendung signalisiert in der Regel nicht nur und auch nicht vorrangig die grundsätzliche Sozialität der entsprechenden Praxis, sondern vielmehr, dass im jeweiligen Arbeitsfeld individuelle oder kollektive Zusammenhänge in einer für die Beteiligten *positiven* Weise (z. B. helfend, fördernd oder unterstützend) gestaltet werden sollen. Das in dieser Hinsicht bedeutsamste Arbeitsfeld mit einer langen Historie, einer vielgestaltigen Praxis und einer wissenschaftlichen Grundlegung stellt die *Soziale Arbeit* dar (Engelke et al. 2016). Die Frage nach Gesellschaftsgestaltung ist für dieses Arbeitsfeld dementsprechend konstitutiv, wie die ersten beiden Sätze der Definition der International Federation of Social Workers verdeutlichen:

Soziale Arbeit fördert als praxisorientierte Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen. Die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die Menschenrechte, die gemeinsame Verantwortung und die Achtung der Vielfalt bilden die Grundlage der Sozialen Arbeit. (DBSH 2014)

Gestaltung wird hier konkretisiert als *Förderung* (von Veränderung, Entwicklung und Zusammenhalt) sowie *Stärkung* (von Autonomie und Selbstbestimmung), was auf einer semantischen Ebene eher auf die Unterstützung eigensinniger Akteur:innen als auf eine modellierende Einflussnahme verweist. Eine weitere Charakterisierung von Sozialer Arbeit (Engelke et al. 2016, S. 241; Hervorh. SR) als „*Verhindern und Bewältigen sozialer Probleme*“ ergänzt diese Begriffspalette um zwei weitere Facetten, die auf den präventiven und auf den Zugewinn von Handlungsfähigkeit ausgerichteten Charakter Sozialer Arbeit sowie auf den ihr inhärenten Bezug zu sozialen Problemlagen hinweisen.

Im Unterschied zur Sozialen Arbeit ist der Gestaltungsbegriff für das begrifflich verwandte *Soziale Design* konstitutiv. Allerdings ist dieses Feld im Vergleich deutlich schwerer zu bestimmen. Nicht nur umfasst der Begriff inzwischen eine Vielzahl an Studiengängen und Arbeitsfeldern (z. B. Public Interest Design, Transformation Design), auch hat sich für das Soziale Design bisher kein einheitliches Verständnis im Fachdiskurs durchgesetzt

[Ebert 2021, S. 44 f.]. Eine allgemein gehaltene Definition findet sich bei Flade [2019], die Soziales Design definiert als „Gestaltung von Dingen und Umwelten, die auf die Bedürfnisse der NutzerInnen bezogen ist“ und die auch auf „gesellschaftliche Entwicklungen in Richtung eines Empowerments [zielt], die durch Design initiiert und gefördert werden sollen.“ *Bedürfnisorientierung* und gesellschaftliche *Selbstermächtigung* treten hier als normative Horizonte an die Stelle einer vormals auf ökonomischen Handlungslogiken und ein ‚Aufhübschen‘ fokussierten Designdisziplin [Banz 2016, S. 8]. Mit dieser und ähnlichen Perspektiven auf Design verbindet sich nach Banz [ebd.] eine Hoffnung, die uns zur eingangs genannten Fragestellung zurückführt: der Frage nach der Möglichkeit eines gesellschaftlichen Wandels durch Gestaltung.

Dieser exemplarische Rückgriff auf die genannten Arbeitsfelder soll verdeutlichen, dass Antworten auf die diesem Sammelband zugrunde liegende Fragestellung nicht nur von wissenschaftlichem Interesse sind, sondern auch eine soziale Praxis zum Bezugspunkt haben, die sich durch unterschiedliche Professionen (z. B. Soziale Arbeit, Design), Bezugspunkte (z. B. Gebäude, Personen, Interaktionen), Tätigkeiten (z. B. helfen, gestalten) und Ziele (z. B. Verhinderung sozialer Probleme, Empowerment) auszeichnet. Die Frage, *wie wir Gesellschaft gestalten können*, ist in Bezug auf diese vielfältige Praxis sehr voraussetzungsvoll, da diese Frage drei Vorannahmen implizit unterstellt:

1. *Gesellschaft* ist etwas, das in seiner Ganzheit oder in bestimmten Ausschnitten gestaltbar ist.
2. Es kann sich zumindest in rudimentären Beziehungsformen ein *Wir* konstituieren, dass die Gesellschaft gestalten kann.
3. Es gibt eine bestimmte identifizierbare Zielgruppe oder einen benennbaren Gegenstand, der den jeweiligen *Bezugspunkt* dieser Gestaltung darstellt.

Aufgrund der oben genannten multiprofessionellen Bearbeitung dieser Fragestellung in einer vielgestaltigen Praxis mit unterschiedlichen disziplinspezifisch entwickelten Grundbegriffen, Methoden und Vorgehensweisen lassen sich dieser Liste zwei weitere Vorannahmen hinzufügen:

4. Es gibt einen Bereich des *Theoretischen*, der sich durch Grundbegriffe, Methoden und Vorgehensweisen auszeichnet und der für die genannte Gestaltung der Gesellschaft – die sich in Abgrenzung zum ersten Bereich als *Praxis* bezeichnen lässt – eine Relevanz besitzt.
5. Innerhalb dieser theoretischen Sphäre lassen sich *unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen* identifizieren, zwischen denen sich Bezüge herstellen lassen, die zur produktiven Gestaltung des Sozialen genutzt werden können.

Diese fünf Thesen stellen zusammenfassend Annahmen über bestimmte *Beziehungsweisen* dar, die sowohl den gesellschaftlichen Raum als auch kollektive Zusammenhänge

und die Gestaltung dieser Sphären betreffen. Eine Auseinandersetzung mit diesen Beziehungsweisen lässt sich in diesem Zusammenhang als eine Reflexion der Vorbedingungen verstehen, die der Frage nach der kollaborativen Gestaltung von Gesellschaft zugrunde liegen. Der vorliegende Beitrag setzt sich daher zum Ziel, mithilfe unterschiedlicher *relationaler*⁰¹ Perspektiven die genannten Thesen inhaltlich zu konkretisieren und daraus einen skizzenhaften Vorschlag für ein theoretisches Fundament der genannten Fragestellung und der zu ihrer Beantwortung in diesem Band versammelten Beiträge zu entwickeln. Zum Relationalitätsbegriff gibt es innerhalb der gegenwärtigen Sozialwissenschaften unterschiedliche Strömungen, die jedoch darin übereinstimmen, dass sie substanzialistische Annahmen über das Wesen des Menschen oder die Beschaffenheit der Welt ablehnen und stattdessen von einer dynamischen und prozesshaften Konzeption der Sozialität ausgehen [Armbruster 2019, S. 132].⁰² Pyythinen (2016, S. 29) folgt diesem Verständnis und definiert Relationen wie folgt:

By relations I simply mean connectivity and connectedness: links, connections or associations. However, to be precise, let me stress that I do not mean that relations would just connect already existing entities, but the properties and capabilities of the entities largely depend on the relations. Relations accomplish their ontology, that is, participate in constituting what the entities are, what they are for and what they are capable of.

In seiner Definition zeigt sich der konstitutive Charakter, der den Beziehungsweisen in einer relationalen Perspektive zukommt. Individuen, Kollektive oder nicht-menschliche Objekte sind nicht einfach ‚da‘, sondern entstehen und verändern sich in relationalen Bezügen. Doch auch diese Relationen sind Pyythinen (ebd., S. 7) zufolge nicht einfach in einem essentialistischen Verständnis stabil vorhanden, sondern dynamisch, wandelbar und immer in einen spezifischen Kontext eingebunden – kurz gesagt: die Relationen sind relational.

Die folgenden Abschnitte gehen unterschiedlichen theoretischen Ausformungen einer derart verstandenen Relationalität nach und zielen dabei darauf ab, die den jeweiligen Ansätzen impliziten Vorannahmen in ihrer Relevanz für die kollaborative Gestaltung des Sozialen aufzuzeigen und sie damit einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Damit zielt der Bei-

01 Die Begriffe *Relationen* und *Beziehungsweisen* werden im vorliegenden Beitrag synonym verwendet.

02 Als ‚Gründungsdokument‘ einer eigenständigen relationalen Soziologie bzw. Sozialwissenschaft gilt oftmals das „Manifesto for a Relational Sociology“ von Emirbayer (2017 [1997]). In dieser Schrift wird die Aufgabe einer entsprechend ausgerichteten Wissenschaft darin gesehen, die Soziale Realität „in dynamischen, kontinuierlichen und prozessualen Begrifflichkeiten“ (ebd., S. 31) zu untersuchen. Daher werden dort *Trans-Aktionen* als die zentrale Analyseeinheit einer relationalen Perspektive bezeichnet.

trag im Sinne der von Reckwitz [2021, S. 129–143] beschriebenen kritischen Analytik einerseits darauf ab, den *kontingenten Charakter* dieser Vorannahmen aufzudecken⁰³ und sie mit anderen denkmöglichen Varianten einer theoretischen Fundierung der oben genannten Fragen in einen produktiven Austausch zu bringen. Andererseits geschieht dies nicht in der Absicht, die Frage nach den Möglichkeiten eines sozial orientierten und auf die Gestaltung von Gesellschaft zielenden Designs durch Aufzeigen ihrer sozialen und epistemologischen Vorbedingungen zu delegitimieren. Vielmehr ist Reckwitz [ebd., S. 140] zuzustimmen, wenn er schreibt:

Eine Kritik, die im Namen einer abstrakten negativen Freiheit jede wirkliche Praxis einer positiven Freiheit delegitimierte, würde am Ende tatsächlich mit leeren Worten dastehen. Mit anderen Worten: Die Balance zwischen kritischer Analyse von Kontingenzschließungen und einer prinzipiellen Offenheit für die Wertbeziehungen und die Ermöglichungsseite der sozialen Praxis ist zu wahren.

Die Vorannahmen, die den oben genannten Fragen zugrunde liegen, werden im Weiteren zwar einerseits als kontingent betrachtet, andererseits jedoch auch als „matters of concern“ [Latour 2007, S. 21], d.h. als Dinge bzw. Fragen von Belang, deren Beantwortung für diejenigen, die sich ihnen widmen oder von ihrer Bearbeitung betroffen sind, Bedeutung besitzen und auch eine die jeweilige gestaltende Praxis ermöglichende Seite haben. Die nachfolgende Auseinandersetzung dient somit auch dazu, diese ermöglichende Seite mithilfe unterschiedlicher theoretischer Zugänge zu konkretisieren, für bisher unsichtbare Facetten zu sensibilisieren und etwaige ‚Leerstellen‘ anzudeuten. Eine relationale Perspektive erscheint hierfür besonders geeignet, da sie den Blick auf diejenigen Zusammenhänge eröffnet, die durch die Frage nach der Gestaltung von Gesellschaft auf unterschiedlichen Ebenen – dem gesellschaftlichen Raum [1], den menschlichen Beziehung(spraktik)en [2], den Adressat:innen sozialer Tätigkeiten [3], der Beziehung von Theorie und Praxis [4] sowie den Beziehungsweisen zwischen unterschiedlichen Disziplinen [5] – impliziert werden.

03 Entsprechend schreibt Reckwitz (2021, S. 133) der von ihm beschriebenen kritischen Analytik eine ‚schwache‘ Normativität zu, insofern sie darauf abzielt, zur Kontingenzöffnung des Sozialen beizutragen: „Das in der gesellschaftlichen Realität scheinbar Notwendige und Natürliche (Vernünftige, Normale, Singuläre, Wertvolle etc.) wird durch die kritische Analytik als etwas Nichtnotwendiges, Nichtnatürliches, eben Kontingentes erkennbar, das von spezifischen historischen und lokalen kulturellen Interpretationssystemen abhängt.“

1 Gesellschaftlicher Raum, Habitus und Sozialisation – zu relationalen Perspektiven auf Gesellschaft

Die *Annahme einer gestaltbaren Gesellschaft* wird im Diskurs zu den Potenzialen eines sozial oder politisch orientierten Designs an mehreren Stellen explizit und implizit vertreten. So sieht Busmann [2018, S. 212] Public Interest Design⁰⁴ als die „Fähigkeit, an der Gestaltung von Stadt und der Entwicklung von Gesellschaft mitzuwirken“ und Borries [2016, S. 83] spricht sogar von einem Gesellschaftsdesign, dass „entwerfen und unterwerfen“ kann. Kritisiert wird eine derartige Rhetorik von Bauer [2021, S. 67] dahingehend, dass sich Gestaltungstheorie damit ausschließlich im abstrakten Bereich größtmöglicher Einflussphären bewegt (z. B. Welt, Gesellschaft), ohne diese theoretisch konkretisieren zu können. Demzufolge muss der Frage nach der Gestaltung von Gesellschaft ein theoretisch fundierter Gesellschaftsbegriff zugrunde liegen, der diese nicht einfach als formbare Totalität begreift, sondern als eine sowohl durch Differenzlinien strukturierte als auch durch bestimmte soziale Praktiken und Institutionen hervorgebrachte Sphäre mit unterschiedlichen (Macht-)Positionen.

Ein entsprechend ausformulierter und ungleichheits- sowie praxistheoretisch⁰⁵ sensibilisierter Vorschlag findet sich in den Werken Bourdieus [1983, 1998], der Gesellschaft als einen sozialen Raum charakterisiert. Die Struktur dieses Raumes entspricht bei Bourdieu [1983, S. 184] der zu einem bestimmten „Zeitpunkt gegebene[n] Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital“ in der jeweiligen Gesellschaft: dem ökonomischen Kapital (materielles Eigentum; z. B. Geld), dem kulturellen Kapital (etwa Bildungsabschlüsse, inkorporiertes Wissen, Bücher) und dem sozialen Kapital (Ressourcen aufgrund der Zugehörigkeit zu Netzwerken, beispielsweise Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft). Sowohl das Gesamtkapitalvolumen als auch die spezifische Zusammensetzung der Kapitalsorten bestimmen dabei die jeweilige Positionierung des Individuums in der Gesellschaft (Bourdieu 1998, S. 18 f.). Diese Gesellschaftsstruktur sowie die Stellung des Einzelnen in ihr können allerdings nur über eine Betrachtung der in dieser Gesellschaft vorhandenen *Relationen* rekonstruiert werden, denn nach Bourdieu (ebd.; Hervorh. i. O.) ist „ein bestimmtes, meist als angeboren betrachtetes Einstellungs- oder Verhaltensmerkmal [...] in Wirklichkeit nur eine *Differenz* [...], ein Abstand, ein Unterscheidungsmerkmal, kurz, ein *relationales* Merkmal, das nur in der und durch die Relation zu anderen Merkmalen existiert“. So wird Golfspielen oder der Besuch eines Sterne-Restaurants erst dadurch zur Distinktionspraxis oberer Schichten, dass die Bevölkerungsmehrheit diesen Tätigkeiten *nicht* nachgeht bzw. aufgrund fehlender Ressourcen *nicht nachgehen kann*. Das Binde-

04 Zur Diskussion um den Begriff *Public Interest Design*: vgl. Rodatz und Smolarski 2018.

05 Einen anderen Schwerpunkt legt beispielsweise die *differenzierungstheoretische* Systemtheorie Niklas Luhmanns (1984).

glied zwischen der (objektiven) Position im gesellschaftlichen Raum und der (subjektiven) Lebensführung einzelner Individuen stellt in Bourdieus Theorie der sich in Sozialisationsprozessen entwickelnde Habitus dar (ebd., S. 21). Dieser Habitus lässt sich als ein Ensemble latenter „Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster [verstehen], die einerseits die Möglichkeiten alltäglichen Handelns begrenzen, andererseits Handlungen hervorbringen“ (Hradil 2006, S. 6). Verbunden mit der Idee eines relationalen und durch die Verteilung von Kapital strukturierten gesellschaftlichen Raums lässt sich daraus schlussfolgern, dass in den unterschiedlichen Milieus⁰⁶ einer Gesellschaft verschiedene Habitusformen erworben sowie sozial vererbt werden, was diese Milieus sowie die zwischen ihnen bestehenden Differenzen reproduziert (Joas und Knöbl 2017, S. 534).

Was folgt aus dieser Perspektive für die Annahme einer gestaltbaren Gesellschaft? Zunächst einmal wird der Anspruch konkretisiert, der sich mit dieser Annahme verbindet. Die Gesellschaft in toto zum Bezugspunkt gestaltenden Handelns zu erklären, würde aus Sicht Bourdieus bedeuten, die *Verteilungsstruktur des sozialen Raumes selbst* einschließlich der mit ihr einhergehenden Positionierungs-, Ungleichheits- und Machtmechanismen als beeinflussbares Phänomen zu adressieren. Dieser Anspruch erscheint sowohl für die vorrangig projektförmig und im lokalen Raum realisierten Ansätze eines sozial orientierten Designs (Kerber 2016; Wendel 2021) als auch für eine auf die Unterstützung der Lebensbewältigung von Individuen und Gruppen ausgerichtete Soziale Arbeit (Böhnisch 2016) einerseits als zu umfassend. Andererseits zeigen sich in beiden Arbeitsfeldern methodische und theoretische Ansätze – z. B. in der Gemeinwesenarbeit, der Sozialarbeitspolitik und dem Speculative Design⁰⁷ – die zumindest für einzelne Politikfelder (z. B. Gesundheit, Bildung) und Planungsräume (z. B. Kommune, Bundesland) einen Gestaltungsanspruch reklamieren. Inwieweit dieser in der entsprechenden Praxis realisiert werden kann, bleibt jedoch eine empirisch immer wieder neu zu beantwortende Frage.

Gleichzeitig lässt sich der Bourdieu'sche Gesellschaftsbegriff auch als Grundlage nutzen, um *spezifische Zielgruppen und deren Kapitalausstattung* in unterschiedlichen Dimensionen zum Gegenstand sozial orientierten Handelns zu machen, wie z. B. in der finanziellen Unterstützung geflüchteter Menschen (ökonomisches Kapital), in Bildungsangeboten für Menschen in prekären Lebenslagen (kulturelles Kapital) oder in der Gestaltung von Austausch- und Vernetzungsorten für alleinerziehende Elternteile (soziales Kapital). Das oben dargelegte Gesellschaftsmodell kann dabei als Grundlage dienen, die Adressat:innen⁰⁸ des

06 In der Forschung zu sozialen Milieus werden die Relevanz von Kapitalressourcen für die Gesellschaftsanalyse aufgegriffen und zusätzlich weitere Parameter berücksichtigt, wie etwa die Werthaltungen der jeweiligen Gesellschaftsmitglieder (Hradil 2006).

07 Vgl. hierzu den Beitrag „Speculative Design for Policy?: Zur politischen Anschlussfähigkeit von Speculative Design & Design Fiction Ansätzen“ von Michel Hohendanner und Chiara Ullstein in diesem Band.

08 Vgl. hierzu den dritten Abschnitt in diesem Beitrag.

jeweiligen Gestaltungshandelns näher zu bestimmen und das eigene Angebot auf deren Bedürfnisse und Interessen abzustimmen. Allerdings muss dabei der nicht-deterministische Charakter des Habitus berücksichtigt werden: Er ist zwar ein „System von Grenzen“ (Bourdieu 1999, S. 33), legt aber das Denken und Handeln einzelner Personen nicht fest. Vielmehr weist das Habituskonzept – ebenso wie aktuell auch Agency-Konzepte (u. a. Scherr 2013) – darauf hin, dass Handeln und Handlungsfähigkeit immer sozial (mit-)konstituiert und beeinflusst werden und daher eine soziale Praxis immer auf ihre jeweils spezifischen Ermöglichungsbedingungen und Einflussfaktoren hin befragt werden kann. Eine an Kapitalressourcen und der Stellung im gesellschaftlichen Raum orientierte Zielgruppenanalyse ersetzt also nicht die dialogische Aushandlung von Interessen und Motivlagen zwischen den an einem Gestaltungsprozess beteiligten Personen. Gleichzeitig wird hier deutlich, dass auch die Gestalter:innen selbst nicht im ‚luftleeren Raum‘ agieren, sondern *in den bestehenden gesellschaftlichen Verteilungs- und Machtstrukturen in einer gewissen Weise situiert sind*. Diese Situierung und die mit ihr einhergehenden [ökonomischen, kulturellen und sozialen] Ressourcen ermöglichen einerseits die Teilnahme an sozial orientierten Gestaltungsprozessen, präformieren aber über den Habitus auch die Perspektiven der jeweils Beteiligten. Dies wirft die im nächsten Abschnitt erörterte Frage danach auf, wie sich ein die gesellschaftlichen Zusammenhänge gestaltendes ‚Wir‘ konstituieren kann.

2 Interaktion und Resonanz – zu relationalen Perspektiven auf Beziehung(spraktik)en

Auch dieses ‚Wir‘ als Akteur gestaltender Praxis wird im Diskurs zu einem gesellschaftlich relevanten Design an mehreren Stellen implizit vorausgesetzt, ohne in seinen Ermöglichungsbedingungen reflektiert zu werden. So gibt es beispielsweise in der im vorherigen Abschnitt bereits zitierten Designtheorie von Borries (2016) ein entwerfendes und unterwerfendes Design, ein Überlebensdesign, ein Sicherheitsdesign und schließlich auch ein Gesellschafts- und Selbstdesign mit je spezifischen Eigenschaften und Auswirkungen. Die *designende Instanz* bleibt dabei jedoch (mit Ausnahme des ‚Selbstdesigns‘) weitestgehend unsichtbar oder wird – wie beispielsweise im Satz „Gesellschaft wird von Menschen gestaltet“ (ebd., S. 77) – lediglich mit allgemeinen Attributen versehen.

Insbesondere, wenn man die Frage der Gesellschaftsgestaltung von der Individualebene löst und nach einem gestaltenden ‚Wir‘ fragt, ist diese Situation aus theoretischer Perspektive unbefriedigend. Denn es bleibt dann unklar, wie sich sozialstrukturell ungleich situierte Subjekte mit unterschiedlichen Erfahrungen, Fähigkeiten und Motiven überhaupt zu einer kollaborativen sozialen Tätigkeit zusammenfinden. Um dieses Zusammenwirken analytisch aufzuschlüsseln, bedarf es einer interaktionistischen Theorieperspektive mit einem *auf Wechselbeziehungen fokussierten Selbst-, Welt- und Wirklichkeitsverständnis*, wie es ursprünglich u. a. im Symbolischen Interaktionismus ausgearbeitet wurde

[Blumer 1973; Brumlik 2014].⁰⁹ Eine derartige Perspektive geht, wie es Rosa (2016, S. 62) in Bezug auf die Resonanztheorie reformuliert, „gerade nicht davon aus, dass Subjekte auf eine vorgeformte Welt treffen, sondern postuliert, dass beide Seiten – Subjekt und Welt – in der und durch die wechselseitige Bezogenheit erst geformt, geprägt, ja mehr noch: konstituiert werden.“ Bezogen auf die Konstituierung des oben genannten ‚Wir‘ richtet sich damit der Blick auf die Wechselwirkungen zwischen den beteiligten Akteur:innen, auf deren jeweilige Erwartungen (Welche Erwartungen habe ich? Welche hat mein Gegenüber?) und Erwartungserwartungen (Welche Erwartungen nehme ich beim Gegenüber an? Welche nimmt es bei mir an?) sowie auf die Situationsrahmungen, die diese Erwartungen hervorbringen (Pries 2019, S. 100–102). Diese Rahmungen und Situationsdefinitionen sind ihrerseits nicht festgeschrieben, sondern werden in der Interaktion fortlaufend hergestellt und moduliert (Goffman 2016). Zusammengefasst bedeutet dies, in der Analyse der Herausbildung eines gestaltenden ‚Wir‘ den drei Prämissen des Symbolischen Interaktionismus von Blumer (1973, S. 81) zu folgen:

Die erste Prämisse besagt, dass Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.

Eine derartige Perspektive auf gestaltendes Handeln beantwortet jedoch noch nicht die Frage nach ihren Ermöglichungsbedingungen, also danach, wie „Menschen ihre Handlungen aufeinander abstimmen, wie also planvolles, kooperatives Handeln zwischen Menschen zu erklären ist“ (Baumgart 2008, S. 120). Hierfür sind nach Mead die in einer Gesellschaft exis-

09 Es gibt zahlreiche unterschiedliche Theoretiker:innen und Theorieschulen (z.B. Pragmatismus, Ethnomethodologie), die sich in eine interaktionistische Denktradition einordnen lassen (Graßhoff 2018). Anstelle einer lexikalischen, auf Vollständigkeit abzielenden Auflistung geht es im Folgenden darum, zentrale Aspekte des Interaktionismus herauszuarbeiten, die in Bezug auf die Entstehung eines gestaltenden ‚Wir‘ als besonders relevant erscheinen.

tierenden *signifikanten Symbole* von zentraler Relevanz. Hierunter versteht er diejenigen – vorwiegend sprachlichen – Ausdruckszeichen, die für die jeweilige Sprachgemeinschaft eine *gemeinsame* Bedeutung besitzen [ebd.]¹⁰ – denn diese gemeinsam geteilte Bedeutung erlaubt es, dass in Interaktionen „das Symbol in der eigenen Identität das gleiche wie im anderen Individuum auslöst“ [Mead 2008, S. 127]. Menschen erlernen die Nutzung dieser Symbole Mead [ebd., S. 192–198] zufolge in ihrer Sozialisation durch die Auseinandersetzung mit zentralen Bezugspersonen, den sogenannten *signifikanten Anderen* (z. B. Eltern, Lehrer:innen, Peers). Dabei kommt es zunächst zur spielerischen Übernahme bzw. zum Nachspielen einzelner Rollen (play) und später in komplexeren Situationen zur Übernahme aller bzw. möglichst zahlreicher Haltungen der anderen Beteiligten (game). Dies führt schließlich dazu, dass ein Individuum die Haltung und die Rollenerwartungen eines gesellschaftlichen Teilbereichs (z. B. in der Schule) bzw. einer größeren sozialen Gruppe (der *generalisierte/verallgemeinerte Andere* bzw. das *ME*) in die eigene Handlungskoordination einbeziehen kann [Baumgart 2008, S. 122]. Das handelnde Selbst ist jedoch – analog zum Einfluss des Bourdieu'schen Habitus – nicht durch diese internalisierten Rollenerwartungen determiniert, sondern weist neben dem *ME*, das die internalisierten Erwartungen und früheren Erfahrungen enthält, ein *I* auf, das auf neue Situationen kreativ reagiert.¹¹

Während sich aus dieser Perspektive die Entstehung eines sich wechselseitig durch die Abstimmung von Rollenerwartungen und Bedeutungszuschreibungen konstituierenden ‚Wir‘ theoretisch nachvollziehen lässt, so bleibt doch die Frage nach dem *motivationalen Antrieb*, an der Formierung eines kollaborativ gestaltenden ‚Wir‘ zu partizipieren, weiterhin unbeantwortet. Eine mögliche Antwort liefert hierzu die oben bereits angesprochene *Resonanztheorie*, da diese das Eingehen von (resonanten) Beziehungen als eine konstitutive Facette des Mensch-Seins beschreibt:

Nicht das *Verfügen* über Dinge, sondern das in Resonanz Treten mit ihnen, sie durch ein eigenes Vermögen – *Selbstwirksamkeit* – zu einer Antwort zu bringen und auf diese Antwort wiederum einzugehen, ist der Grundmodus lebendigen menschlichen Daseins. [Rosa 2020, S. 38; Hervorh. i. O.]

Diese Bestimmung verbindet sich mit der These, dass das Leben dann gelingt bzw. zu einem ‚guten‘ Leben wird, wenn Menschen stabile Resonanzachsen zu ihrer Umwelt ausbil-

10 Mead (1988, S. 85) unterscheidet dabei zwischen der ausschließlich körperlich ausgedrückten *Geste*, bei der die Verhaltenskoordination einem Reiz-Reaktions-Schema folgt, der *vokalen Geste* (z. B. Rufen eines Babys), und der *signifikanten Geste*, bei der Handlungen basierend auf einem geteilten Bedeutungshorizont abgestimmt werden können.

11 Gleichwohl sollte das *I* nicht als völlig autonomer Teil des Selbst interpretiert werden, sondern als eine „schillernde wie flüchtige Größe“ (Baumgart 2008, S. 23), die nicht unabhängig von den im *ME* internalisierten Erfahrungen und Rollenerwartungen gedacht werden kann.

den sowie eine Resonanzsensibilität entwickeln. Resonanz ist daher in Rosas [2016, S. 298] Verständnis eine anthropologisch-normative Kategorie menschlicher Beziehungsweisen; genauer „eine durch Affizierung und Emotion, intrinsisches Interesse und Selbstwirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren.“¹² Folglich stellt Resonanz einen bestimmten Beziehungsmodus mit vier definierenden Merkmalen dar [Rosa 2020, S. 38–43]:

- *Affizierung*: Der jeweilige Weltausschnitt (z. B. ein Musikinstrument, ein Buch oder eine Diskussionsrunde) hat für das Subjekt einen affizierenden Charakter, d. h. er wird von diesem als intrinsisch bedeutsam erfahren.
- *Selbstwirksamkeit*: Das Subjekt kann seinerseits auf die Affizierung ‚antworten‘. Diese Antwort kann in unterschiedlichen – wie kognitiven (z. B. Verarbeitung von Gelesenem) oder leiblichen (etwa Gänsehaut auf einem Konzert) Formen erfolgen. Sie verweist jedoch in jedem Fall auf die Erwartung, mit *eigener Stimme* sprechen zu können.
- *Moment der Anverwandlung*: Auf einer prozessualen Ebene zeichnen sich resonante Beziehungen zudem dadurch aus, dass sich Menschen unterschiedliche Weltausschnitte anverwandeln, wobei sich *beide* Seiten in diesem Prozess *transformieren*. Hierbei wird die konstitutiv interaktionistische Anlage der Resonanztheorie sichtbar, nach der sich Selbst und Welt erst durch ihre wechselseitige Bezogenheit konstituieren und verändern.
- *Moment der Unverfügbarkeit*: Diese Transformation kann jedoch nicht vorab ‚garantiert‘ bzw. instrumentell hergestellt oder erzwungen werden, da Resonanzbeziehungen ein konstitutives Element der Unverfügbarkeit innewohnen. Diese Beziehungen sind folglich „konstitutiv ergebnisoffen“ (Rosa 2020, S. 44) und setzen aufgrund ihres Charakters als *Antwortverhältnisse* voraus, dass diese Antworten auch ausbleiben können [Rosa 2016, S. 295].

Aufgrund dieser Unverfügbarkeit geht es Rosa [2016, S. 295 f.] auch weniger um einzelne Resonanzerfahrungen als vielmehr um die Ausbildung stabiler *Resonanzachsen*, die entsprechende Erfahrungen wiederholt ermöglichen. Inwieweit diese Resonanzachsen im Lebensverlauf aufgebaut und erhalten werden können, stellt für ihn das zentrale Kriterium dafür dar, das eigene Leben als gelingend zu erfahren (Rosa 2021, S. 249). Dabei unterscheidet er vier Dimensionen (ebd., S. 249): *soziale* Resonanzachsen (zu anderen Menschen), *materiale* Resonanzachsen (zu stofflich-dinglichen Weltausschnitten, etwa Möbeln oder Musikinstrumenten), *existentiale* Resonanzachsen (zu über das Individuum hinausreichen-

12 Zur Bestimmung des Gegenpols von Resonanz nutzt Rosa (2016b, S. 299) den Begriff der *Entfremdung*. Diese versteht er als eine „spezifische Form der Weltbeziehung, in der Subjekt und Welt einander indifferent oder feindlich (repulsiv) und mithin innerlich unverbunden gegenüberstehen“ (ebd., S. 316) und damit als „*Beziehung der Beziehungslosigkeit*“ (ebd., Hervorh. i. O.).

den Ganzheiten, wie der Natur, dem Leben oder dem Universum) sowie eine *Selbstachse* [zum Selbst, z. B. zum eigenen Körper oder zur eigenen Biografie].¹³ Ein auf diese Achsen bezogenes *Resonanzverlangen* bildet aus Rosas (ebd., S. 246) Sicht die „zentrale energetische Quelle menschlichen Handelns“ und lässt sich daher als motivationaler Antrieb interpretieren, an der kollaborativen Gesellschaftsgestaltung eines sich formierenden ‚Wir‘ teilzuhaben.

Somit lassen sich aus einer interaktionistischen Perspektive zusammengefasst mehrere Schlussfolgerungen für die Entstehung eines gestaltenden ‚Wir‘ ziehen: Zunächst einmal ist im Anschluss an die Grundannahmen des Symbolischen Interaktionismus zu klären, inwieweit im jeweiligen Zusammenhang – über eine grundlegende sprachliche Verständigung hinaus – *kollektiv geteilte signifikante Symbole bzw. Bedeutungszuschreibungen* vorliegen. Insbesondere dann, wenn metaphorisch gehaltvolle Begriffe (z. B. Transformation, Gerechtigkeit, öffentliches Interesse) zur Bezeichnung des eigenen Gestaltungszusammenhangs genutzt werden, kann – u. a. aufgrund der vielfältigen Präsenz dieser Begriffe in alltagsweltlichen Verwendungszusammenhängen – nicht davon ausgegangen werden, dass die an einem Gestaltungsprozess Beteiligten mit ihnen übereinstimmende Assoziationen verknüpfen. Dies betrifft gleichermaßen auch die Rollenerwartungen (als Teil des ME), die mit der Teilnahme an entsprechenden Beziehungsgefügen einhergehen. Die kontextspezifische Herstellung eines hierauf bezogenen ‚common grounds‘ kann daher als Vorbedingung eines gestaltenden ‚Wir‘ identifiziert werden.

Über diese Abstimmungsprozesse hinaus macht die Resonanztheorie die *vielfältigen Wechsel- und Austauschbeziehungen* sichtbar, die sich hinter dem genannten ‚Wir‘ verbergen und die über die vom Symbolischen Interaktionismus fokussierten zwischenmenschlichen Beziehungen hinausgehen. Denn neben den sozialen Resonanzachsen können es insbesondere auch die materialen (z. B. die Beziehung zu einem Stadtviertel, auf das sich ein Projekt bezieht) oder existentialen (z. B. die Verbundenheit zu einem Wald, der geschützt werden soll) Bezüge sein, die zur Partizipation an Gestaltungsprozessen motivieren sowie sich in diesen entwickeln und verändern können. Im Anschluss an die Theoreme der Akteur-Netzwerk-Theorie (Peukert 2010; Schroer 2022, S. 405–438) lassen sich diese Resonanzachsen daher auch auf den Einfluss *nicht-menschlicher* Akteure auf den Gestaltungsprozess hin befragen. Dass es dabei weniger um intentionale Handlungsakte und die dahinterliegenden Motive geht, sondern vielmehr um die oben genannten Wechsel- und Austauschbeziehungen, wird in Latours (2010, S. 81; Hervorh. SR) Definition des Akteursbegriffs sichtbar: „Akteur ist, wer von vielen anderen *zum Handeln gebracht wird*.“ Die Gestaltung von Gesellschaft kann daher nicht als linearer Planungs- und Realisierungsprozess charakterisiert werden, sondern bereits in der Konstituierung des gestaltenden ‚Wir‘ als *relationales Beziehungsgefüge* zwischen menschlichen und nicht-menschlichen

13 An anderer Stelle unterscheidet Rosa (2016, S. 331) zwischen *horizontalen* (zu anderen Menschen, zu Gruppen, zu sozialen Beziehungsgefügen), *diagonalen* (zur Dingwelt) und *vertikalen* (zu Ganzheiten) Resonanzachsen.

Akteur:innen.¹⁴ Schlussendlich zeigen Interaktionen, Resonanzbeziehungen und Netzwerke zusammengenommen auf, dass sich auch die Mensch-Ding-Relationen nicht auf eine Erscheinungsform reduzieren lassen. Darauf weist auch Pyythinen (2016, S. 30) hin:

To gain a rich understanding of the specificity of relations it is important to acknowledge their heterogeneity and distinguish different types of relations. All relations are not of the same kind, but there exist many kinds.

Um Prozesse der kollaborativen Gestaltung von Gesellschaft nachzuvollziehen, reicht es demnach nicht aus, a priori auf eine spezifische Beziehungsform zwischen den beteiligten Akteur:innen zu fokussieren und die technologische Optimierung dieser Beziehungsweisen (z. B. die oben angesprochene Verständigung zu den genutzten signifikanten Symbolen) anzustreben. Vielmehr sind die unterschiedlichen Beziehungspraktiken *in ihrer Relationalität* zu betrachten, d. h. in ihren Ermöglichungsbedingungen und wechselseitigen Bezügen zueinander.

3 Adressierung und Anerkennung – zu relationalen Perspektiven auf die Zielgruppen Sozialer Praxis

Während der vorherige Abschnitt bezogen auf diese Beziehungspraktiken die Frage nach der Entstehung eines gestaltenden ‚Wir‘ theoretisch ausleuchtet, stellt sich gleichzeitig die Frage, wie sich der *Bezugspunkt* entsprechender Gestaltungsprozesse – oftmals ein abgrenzbarer Personenkreis (z. B. Bewohner:innen eines Stadtviertels, Kinder, Alleinerziehende) – konstituiert. Dieser Prozess des Adressat:innen-Werdens lässt sich entlang eines *relationalen Konzepts von Adressat:innen* nachvollziehen, wie es insbesondere in der sozialpädagogischen Theoriebildung entwickelt wurde (Graßhoff 2015; Bitzan und Bolay 2017). Die entsprechenden Perspektiven setzen an der grundlegenden Einsicht an, dass Angebote Sozialer Arbeit einen definierten Personenkreis benötigen, an den sie sich richten und der deshalb – oftmals in Form von essenzialisierenden Negativkonstruktionen (Thieme 2013, S. 201) – gebildet werden muss (Wagner 2018, S. 349). Ein Ausbleiben dieser Adressierungspraxis würde in sozialpädagogischen Zusammenhängen potenziell zu einer institutionellen Nicht-Zuständigkeit führen, da eine Kommunikation von Hilfe die Information zu einem bestehenden (personal verorteten) Defizit impliziert (Messmer und Hitzler 2007, S. 68–70; Baecker 1994, S. 99).

14 Den sich aus einer derartigen Perspektive ergebenden Folgen für das Verständnis von Gestaltungs- und Planungsprozessen geht Guggenheim (2019) nach. Entscheidend ist dabei aus seiner Sicht, „zu verstehen, wie eine spezifische Abfolge und Verkopplung von Praktiken, Techniken und Medien ‚Planung‘ herstellt und damit auch die Selbstbeschreibungen und Resultate des Prozesses produziert und fortlaufend verändert.“ (ebd., S. 242)

Studien zum sogenannten ‚[sozial-]pädagogischen Blick‘ untersuchen den Anteil der Fachkräfte an der Adressierungspraxis und weisen darauf hin, dass sich deren Wahrnehmung der Adressat:innen „vor dem Hintergrund eines bestimmten professionellen Selbstverständnisses, eines spezifischen Wissensdiskurses und entlang eines Wahrnehmungsfokus“ (Schmidt 2013, S. 12) vollzieht. Gleichzeitig ‚wirken‘ die Adressierungspraktiken auf die Fachkräfte zurück und bestimmen deren professionelles Selbstverständnis, beispielsweise als ‚Expert:innen‘ oder ‚Ko-Produzent:innen‘ (Wagner 2018, S. 349). Bitzan und Bolay (2017, 2018) greifen diese Perspektiven auf und erweitern sie um Aspekte der Meso- (z. B. Organisationen, Institutionen) und Makroebene (etwa Politik und Recht). Aus ihrer Sicht drückt sich im Adressat:innenbegriff

ein sozialpolitisch kontextualisiertes und spezifisch präfiguriertes Verhältnis zwischen Institutionen / Programmen Sozialer Arbeit und den ‚Betroffenen‘ aus, denn nur wenn Hilfe- oder Angebotsbedarf gewissermaßen institutionell festgestellt wird, werden Personen zu AdressatInnen (Bitzan und Bolay 2018, S. 43).

Adressierung wird hierbei als ein wechselseitiges Geschehen konzipiert, in das neben den beteiligten Individuen auch die jeweiligen Organisationen sowie die gesellschaftlichen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen involviert sind. Bitzan und Bolay (2017) betrachten dabei auch die *Aneignung der Adressat:innen-Position durch die jeweilige Zielgruppe*. Der Aneignungsbegriff lenkt in diesem Zusammenhang den Fokus auf die Eigentätigkeit der Adressierten, also darauf, dass diese die Fremdbezeichnungen und die damit verbundenen Kategorisierungen nicht einfach übernehmen (Deinet 1992, S. 54). Vielmehr wissen die Adressierten (z. B. Jugendliche) oftmals um die ihnen entgegengebrachten Zuschreibungen, nutzen spezifische Selbstdefinitionen und Umdeutungsstrategien, um zusätzliche Handlungsräume zu erschließen oder widersetzen sich externen Zugriffen, wenn sie diese als paternalistisch erfahren (Bitzan und Bolay 2017, S. 45–50). Adressat:in (der Sozialen Arbeit bzw. gestalterischen Handelns) zu werden, bedeutet damit zusammengefasst weder ausschließlich die Entscheidung eines sich selbst entwerfenden Subjektes noch die alleinige Folge einer institutionellen Zuschreibung. Vielmehr charakterisieren Bitzan und Bolay (2018, S. 44) die „Konstituierung der Adressatenposition als konflikthafte Terrain der Auseinandersetzung“, auf dem sich unterschiedliche Subjektpositionen und Artikulationen überlagern. Eine an dieses Verständnis anschließende kritische Forschungsperspektive „analysiert mithin die sozialen Bedingungen und Formierungen der Subjektbildung und stellt dabei deren Abhängigkeit von Strukturen sozialer Ungleichheit in Rechnung.“ (ebd.)

Zu diesen sozialen Bedingungen der Adressierung gehören neben den im ersten Abschnitt thematisierten gesellschaftlichen Verteilungsstrukturen auch diejenigen Normen, die darüber bestimmen, welche Adressat:innen-Positionen je nach Kontext anerkannt werden – und welche nicht. Ricken (2013, S. 91) versteht unter diesen *Normen der Anerkennbarkeit* „jene Strukturen und Praktiken [...], denen ich mich einerseits unterwerfen muss,

andererseits aber nicht vollständig unterwerfen kann, da ich als spezifischer (und nicht irgend-)jemand anerkannt werden will“. Die spezifische Anerkennung *als Jemand* wird hier als Grundbedingung der Subjektwerdung skizziert und die Frage nach den Normen der Anerkennbarkeit verweist darauf, dass Adressierungspraktiken immer in bestimmte Referenzsysteme eingelagert sind, die ihrerseits vorgeben, welche Anerkennungsoptionen in einem spezifischen Adressierungsgeschehen den beteiligten Personen situativ zur Verfügung stehen. Anerkennung wird damit zum Bestandteil eines Adressierungsgeschehens und umgekehrt lassen sich im Anschluss an Butler [2006, S. 15] *Adressierungen als Anerkennungsakte* interpretieren. Adressiert zu werden, bedeutet für Butler [ebd.] anerkannt zu werden, und zwar „nicht nur, in dem, was man bereits ist, [...] sondern jene Bezeichnung zu erhalten, durch die die Anerkennung der Existenz möglich wird“. Neben der anerkennungstheoretischen Begründung der Betrachtung von Adressierungsprozessen zeigt sich hier auch deren *performative* Dimension, weshalb Balzer und Ricken [2010, S. 73] zusammengefasst das Verhältnis beider Begriffe wie folgt miteinander verschränken:

[M]it Anerkennung ist die zentrale Frage berührt, als wer jemand von wem und vor wem wie angesprochen und adressiert wird und zu wem er/sie dadurch vor welchem (normativen) Horizont sprachlich bzw. materiell etablierter Geltungen gemacht wird; bezieht man dann auch mögliche Antworten mit ein, dann lassen sich diese analog dazu als Gegenadressierungen verstehen, in denen ihrerseits andere wieder als jemand angesprochen und - qua Verschiebung bzw. Akzeptanz etablierter Normen - zu jemandem gemacht werden.

In dieser Perspektive verbinden sich Fragen der Performanz, des Subjekt-Werdens sowie der Anerkennung durch Adressierungsprozesse. Mit der Frage danach, wer als Zielgruppe gestalterischen Handelns ausgewählt und in welcher Weise angesprochen wird, wird demnach immer auch verhandelt, wer im jeweiligen Gestaltungszusammenhang „als Subjekt der Anerkennung in Frage kommt“ (Butler 2003, S. 32) und auf welche kontextspezifisch relevanten „Normen für den Akt der Anerkennung“ [ebd.] sich die Beteiligten im Adressierungsprozess beziehen. Aufgrund der Rückbindung an ein wandelbares Adressierungsgeschehen kann dabei nicht von einer statischen Permanenz dieser normativen Horizonte ausgegangen werden. Stattdessen „ist mit Variabilitäten und Überschneidungen ebenso wie mit Widersprüchen von Normen zu rechnen“ (Ricken 2013, S. 95).

Zusammengefasst ergänzt eine adressierungs- sowie anerkennungstheoretische Perspektive die Frage nach der Gestaltung von Gesellschaft um eine vielschichtige Reflexionserfordernis – die *Berücksichtigung der sozialen Bedingungen, unter denen in Gestaltungsprozessen Personen adressiert werden und sich zu diesen Adressierungen verhalten*. Dabei ist dem relationalen Adressat:innenbegriff zufolge sowohl der organisationalen (z. B. in Gestaltungskollektiven, Studiengängen oder Kommunalverwaltungen) als auch der gesellschaftlichen Einbettung (z. B. in Strukturen sozialer Ungleichheit) entsprechender

Adressierungen Rechnung zu tragen, um diese nicht als ein isoliertes Geschehen zu missdeuten. Darüber hinaus gilt es danach zu fragen, welche Normen der Anerkennbarkeit situativ etabliert werden und im Gestaltungsprozess beeinflussen, wer in welcher Weise (als Adressat:in) anerkannt werden kann. Butler (2005, S. 63) spricht diesbezüglich von „einer Anzahl kultureller Normen und einem Feld der Macht [...], die uns grundlegend bedingen“, warnt jedoch andererseits auch davor, „einfache Analogien beispielsweise zwischen der Formierung des Individuums und der Formierung staatszentrierter politischer Kulturen herzustellen“ (ebd., S. 62). Durch dieses Zitat wird analog zu den obigen Ausführungen deutlich, dass einerseits gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen sowie kulturell etablierte Normen als relevante Einflussfaktoren des Adressierungs- und Anerkennungsgeschehens zu betrachten sind, sich andererseits erstere nicht umstandslos in letzteres übersetzen lassen, sondern Adressierungen immer durch den konkreten Adressierungskontext vermittelt sind. Dies lenkt den Blick auf die von den jeweils beteiligten Personen ebenfalls zu reflektierende Fragen, *wer und in welcher Weise durch Gestaltung adressiert werden soll* und – im Verlauf des Gestaltungsprozesses zu beantworten – wie die angesprochenen Personen sich die *Adressierungen aneignen* (z. B. widerständig, umdeutend). Die zweite Frage deutet darauf hin, dass die Frage nach dem adressierten Personenkreis zwar bereits zu Beginn des Gestaltungsprozesses einer Klärung bedarf, jedoch gleichzeitig eine kontinuierliche Reflexion von Adressierungs- und Aneignungsgeschehen impliziert.

Zu guter Letzt weisen die Adressierungs- und Anerkennungspraktiken zurück auf das im zweiten Abschnitt diskutierte ‚wir‘ als gestaltender Akteur. So führt Schwerthelm (2021, S. 902) mit Bezug zur Jugendarbeit aus, dass zwischen der Adressierung von Jugendlichen als beispielsweise ‚handlungsfähige Subjekte‘ oder ‚potenziell gefährdete Individuen‘ und der professionellen Identität als beispielsweise ‚Assistent:in für Selbstorganisation‘ oder ‚Helfende:r‘ ein wechselseitiger Zusammenhang besteht. Analog wäre zu vermuten, dass sich auch das Selbstverständnis eines gestaltenden ‚Wir‘ sowie der daran Beteiligten in Abhängigkeit davon wandelt, wie diese ihren Adressat:innenkreis konzeptualisieren. Instruktiv für die Reflexion der eigenen professionellen Rolle ist in diesem Zusammenhang nach Schwerthelm (ebd., S. 903) das Konzept der *multiplen Identitäten*, da es darauf verweist, dass „ein und dasselbe Subjekt je nach Kontext und Situation die Rollen und sein Handeln wechselt.“¹⁵ Dieser abschließende Hinweis auf eine theoretisch fundierte Reflexionserfordernis leitet über zu den letzten beiden der fünf einleitend formulierten Vorannahmen und hin zu der Frage, was theoretische Konzepte überhaupt zur Anleitung und Reflexion der jeweiligen Gestaltungspraxis beitragen können.

15 Nach Schwerthelm (2021, S. 903) sind solche multiplen Identitäten insbesondere in *hybriden Organisationen* anzutreffen, die sich durch diffuse und sich überlagernde Funktionen auszeichnen.

4 Reflexion, Transfer und Dialog – zu relationalen Perspektiven auf die Beziehung zwischen Theorie und Praxis

Der Frage nach dem ‚Nutzen‘ der Theorie für die Praxis unterliegt die eingangs beschriebene Trennung in eine Sphäre des *Theoretischen* mit Forschung und Wissensproduktion und eine Sphäre des *Praktischen* mit der Umsetzung von Handlungsentwürfen und einem pragmatischen Agieren. Darüber hinaus wird impliziert, dass erstere Sphäre einen Mehrwert für letztere produziert, diese also in irgendeiner Weise ‚verbessert‘. Diese vage These bedarf jedoch einer Präzisierung bzw. Korrektur, um das relationale Verhältnis von Theorie und Praxis angemessen beschreiben zu können. Zunächst einmal kann bereits die Verwendung der Begriffe ‚Theorie‘ und ‚Praxis‘ zu dem Missverständnis führen, hier handele es sich um einen bipolaren Unterschied zwischen ‚Wissen‘ und ‚Können‘. Daher wird im sozialpädagogischen Diskurs mit Bezug auf die systemtheoretisch fundierte „Differenzierung von wissenschaftlichen Disziplinen und professionellen Handlungssystemen“ (Stichweh 2013, S. 245) oftmals anstelle der obigen Begriffe zwischen ‚Profession‘ und ‚Disziplin‘ unterschieden (u. a. in Merten 2001; Thole 2012). Darin drückt sich aus, dass sich die beiden Sphären vorwiegend hinsichtlich den jeweils zugrundeliegenden Strukturlogiken unterscheiden, wie es Thole (2012, S. 21 f.) mit Bezug zur Sozialen Arbeit ausführt:

Die Sozialpädagogische Profession definiert sich über das Handeln im Kontakt mit den AdressatInnen oder Strukturen der Sozialen Arbeit. Die sozialpädagogische Disziplin konstituiert und reproduziert sich über die Bereit- und Herstellung von Wissen. Damit ist weder unterstellt, dass die sozialpädagogische Praxis kein Wissen generiert oder gar ‚wissenslos‘ operiert, noch dass die AkteurInnen im Feld der Wissenschaft nicht handeln oder unprofessionell agieren. So wie die Profession der Sozialen Arbeit auch Wissen erzeugt, wird in der sozialpädagogischen Disziplin natürlich im Prinzip auch professionell gehandelt. Die Strukturprinzipien in beiden Feldern beziehungsweise Systemen sind allerdings divergent, aber nicht hierarchisiert.

Hier zeigt sich, dass eine Unterscheidung in ‚Wissen‘ und ‚Können‘ unzureichend ist, sondern vielmehr in beiden Sphären sowohl kompetent gehandelt wird als auch Wissensbestände produziert, aktualisiert und korrigiert werden. Engelke et al. (2016, S. 206) erweitern diese Dyade von *Wissenschaft* und *Praxis* noch um die Facette der *Ausbildung* und sprechen von einem „Interdependenzmodell der Profession Soziale Arbeit“, in dem auf allen drei Ebenen unterschiedliche Theorien (z. B. Alltagstheorien, Wissenschaftstheorien, Pädagogische Theorien) und Methoden (z. B. Forschungsmethoden, Lehrmethoden, Handlungsmethoden) zum Einsatz kommen. Der Begriff der Interdependenz weist dabei darauf hin, dass die drei Sphären in einem komplexen und vielschichtigen Zusammenhang zueinanderstehen.

Vor diesem Hintergrund kann die Frage nach dem ‚Nutzen‘ nicht dahingehend interpretiert werden, dass die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion die [gestaltende oder hel-

fende) Praxis anleitet. Vielmehr ist ein wechselseitiger Kommunikationsprozess zwischen den unterschiedlichen Sphären bzw. ein „dialogisches Transfermodell“ (Wiezorek 2015, S. 208) anzustreben, in dem zunächst einmal eine formale Gleichwertigkeit von Wissensbeständen allen Bereichen zugestanden wird. Das bedeutet nicht, in der Praxis einem ‚Anything Goes‘ zu folgen, wohl aber, keine Höherwertigkeit wissenschaftlicher Wissensbestände ‚a priori‘ anzunehmen, sondern in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven eine bestmögliche Annäherung an das diskutierte Phänomen zu erreichen (ebd., S. 207 f.). In eine ähnliche Richtung zielt auch die von Dewe und Otto (2012) entwickelte *reflexive Professionalität*, die es als Strukturmodell sozialarbeiterischen Handelns vermag, unterschiedliche Wissensformen fallbezogen miteinander zu relationieren.¹⁶

Im Zentrum professionellen Handelns steht also nicht das wissenschaftliche Wissen als solches, sondern die Fähigkeit der diskursiven Auslegung und Deutung von lebensweltlichen Schwierigkeiten und Einzelfällen mit dem Ziel der Perspektiveneröffnung bzw. einer Entscheidungsbegründung unter Ungewissheitsbedingungen. Für unser Verständnis von wissenschaftlicher Theorie bedeutet dieses, dass Theorie nicht in der Praxis zur Anwendung kommt, sondern unterschiedliche Handlungs- und Wissensstrukturen relationiert werden durch den reflexiven Professionellen: Dieser reflektiert situativ seine Berufserfahrungen und die zu bearbeitenden Problemlagen und Unsicherheiten in der Kommunikation mit seinen AdressatInnen unter Nutzung einer multiplen Wissensbasis. (ebd., S. 213)

Wie sich im letzten Satz des Zitats andeutet, kommt dem partizipativen Einbezug der Adressat:innen sowie der Berücksichtigung ihrer Rechte und Interessen in diesen Prozessen eine hohe Relevanz zu. Dewe und Otto (ebd., S. 207) sprechen deswegen auch von einer *demokratischen Rationalität* als Grundlage der oben beschriebenen Relationierung von Wissens- und Urteilsformen. Dies umfasst auch, anstelle eines sozialtechnologischen Vorgehens dem Modus eines *deutenden Verstehens*¹⁷ *der situativen Bedürfnisse sowie der zur Verfügung stehenden Handlungsmöglichkeiten* zu folgen und dabei den jeweiligen Kon-

16 Dementsprechend bezeichnen die Autoren das aus diesen Relationierungen entstehende Wissen als *professionelles Wissen* und als „eigenständige[n] Bereich zwischen praktischem Handlungswissen, mit dem es den permanenten Entscheidungsdruck teilt, und dem systematischen Wissenschaftswissen, mit dem es einem gesteigerten Begründungszwang unterliegt. Im professionellen Handeln begegnen sich wissenschaftliches und praktisches Handlungswissen und machen die Professionalität zu einem Bezugspunkt, an dem die Kontrastierung und Relationierung beider Wissenstypen stattfindet.“ (Dewe und Otto 2012, S. 209)

17 Zur Relevanz des Verstehens für ein sozial orientiertes Design, vgl. den Beitrag „Soziales Design in unsichtbaren Lebenswelten: Zur Relevanz verstehender Perspektiven in sozial orientierten Designansätzen“ von Iris Ebert in diesem Band.

text auch vom eigenen ‚Nichtwissen‘ her zu reflektieren (ebd., S. 215). Eine ‚Verbesserung‘ im Sinne einer fortschreitenden reflexiven Professionalität wird hier folgerichtig darin gesehen, dass die Relationierung unterschiedlicher Wissensformen einerseits „zu einem fallbezogen organisierten Wissensrepertoire (etwas sehen als)“ führt, andererseits immer mehr ein ‚political reflection-in-action‘, also ein politisch wie wissenschaftlich reflexives Handeln in der Situation ermöglicht“ (ebd., S. 214). Im Vordergrund steht demnach die Fähigkeit, soziale Phänomene multiperspektivisch betrachten zu können, ihre politischen wie sozialpädagogischen Dimensionen zu erkennen und diesen Prozess gleichzeitig fallbezogen sowie partizipativ zu gestalten (ebd., S. 215). Dieser hohe Anspruch einer reflexiven Professionalität bedarf seinerseits einer kontinuierlichen Reflexion bisheriger (z. B. beruflicher, gestaltender oder helfender) Erfahrungen und Handlungsstrategien. Hierfür bedarf es allerdings *handlungszwangbefreiter Austauschorte*, wie sie etwa im Konzept der Handlungspausenforschung (Richter et al. 2003) vorgeschlagen werden. Forschung wird hier – analog zu den skizzierten Perspektiven – nicht als Anleitung für die Praxis verstanden, sondern als *Gesprächsangebot*, um sowohl im Forschungsprozess als auch basierend auf empirischen Befunden Reflexions- und Bildungsprozesse bei allen beteiligten Akteur:innen anzustoßen.

Auch wenn sich der Fall-Begriff der Sozialen Arbeit und deren spezifisches Verhältnis von Disziplin und Profession nicht ohne Weiteres auf die Frage nach der kollaborativen Gestaltung von Gesellschaft übertragen lässt, so zeigen die herangezogenen Perspektiven doch auf, dass vorliegend weniger eine ‚theoriegeleitete Gestaltung‘ als eine *reflexive und demokratische Gestaltungsprofessionalität* anzustreben ist, welche die kontextspezifisch jeweils relevanten Wissensformen im Dialog mit den beteiligten Personen mit einem deutenden Verstehenden und Handeln relationieren kann. Zusätzlich bedarf es zur Reflexion der eigenen Involviertheit in diese Gestaltungsprozesse sowohl im Studium und in der Ausbildung als auch im beruflichen Handeln sowie im sozialen und politischen Engagement geeigneter handlungsentlasteter Reflexionsorte, an denen eigene biografische Erfahrungen im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Wissensformen ausgetauscht und diskutiert werden können.

5 Multi-, Inter- und Intradisziplinarität – zur relationalen Gestaltung des Sozialen

Während bisher bei der Frage nach den vorliegend relevanten wissenschaftlichen Wissensbeständen ein – als plausibel unterstellter – Bezug zu relationalen Sozialtheorien sowie zu theoretischen Debatten innerhalb der Sozialen Arbeit erfolgte, so ist die Frage nach der disziplinären Verortung der kollaborativen Gesellschaftsgestaltung bisher noch unbeantwortet. Anstelle hier eine Auflistung unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen zu leisten, soll vielmehr abschließend ein Blick auf die möglichen *Beziehungsweisen* zwischen diesen Disziplinen geworfen werden, um mögliche Modelle der kollaborativen Gestaltung des Sozialen aufzuzeigen. Eine derartige Gestaltung setzt allerdings voraus, dass die beteiligten Disziplinen sich im Anschluss an Elias (2006, S. 76) als *relativ autonom* verstehen

– hinsichtlich des eigenen *Gegenstandsbereichs*, und der *auf diesen Bereich bezogenen Theorien* sowie der *Stellung der Disziplin im wissenschaftlichen Institutionsgefüge*. In allen drei Bereichen ist es die gleichzeitige Eigenständigkeit und Eingebundenheit in einen Gesamtzusammenhang, die nach Elias (ebd.) wissenschaftliche Disziplinen kennzeichnet.

In Anerkennung dieser relativen Eigenständigkeit des eigenen Wirklichkeitszugangs lässt sich nun danach fragen, wie dieser in der Gestaltung des Sozialen mit anderen Disziplinen relationiert werden kann. Engelke et al. (2016, S. 48 f.) differenzieren hierbei vier Formen potenzieller Beziehungsweisen:

- Eine *Multidisziplinarität* ist gegeben, wenn mehrere Disziplinen parallel und unabhängig voneinander den gleichen Gegenstandsbereich erforschen. So können sich beispielsweise Soziologie, Gesundheitswissenschaft und Politikwissenschaft separat mit den gesellschaftlichen Auswirkungen von Armut befassen.
- Bei *Interdisziplinarität* werden dagegen Ergebnisse unterschiedlicher Fachbereiche miteinander verglichen, um – wenn möglich – unterschiedlich gewonnene Einzelerkenntnisse zu gemeinsamen Synthesen zu verschränken. Im obigen Beispiel könnte diese Zusammenarbeit in einem Ergebnis münden, das die gesundheitsspezifischen, politischen und anderweitigen Auswirkungen von Armut in einem gemeinsamen Modell bündelt.
- Mit *Transdisziplinarität*¹⁸ ist ein der Interdisziplinarität ähnliches Vorgehen beschrieben. Allerdings werden hier nicht nur Ergebnisse verglichen, sondern es werden in disziplinübergreifender Forschung sowie gemeinsam mit nicht-wissenschaftlichen Akteuren aus dem jeweiligen Feld kollaborativ Fragestellungen, Forschungsdesigns und Theorien entwickelt. Im obigen Beispiel wäre dies ein transdisziplinäres Forschungsprojekt zu den Auswirkungen von Armut, das potenziell zusätzlich in der Zusammenarbeit mit Handlungswissenschaften (z. B. Design, Soziale Arbeit) sowie mit thematisch relevanten Akteuren (z. B. von Armut betroffene Personen, soziale Einrichtungen) praktische Handlungsansätze entwickeln könnte, um Armut oder deren unterschiedlichen Folgen entgegenzutreten.
- *Intradisziplinarität* meint hingegen, dass *innerhalb* der Disziplin Theorien, Forschungsmethoden oder Erkenntnisse in das eigene wissenschaftliche Arbeiten integriert werden. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Soziale Arbeit, die beispielsweise aus der Soziologie, den Politikwissenschaften und der Psychologie unterschiedliche Theorien und Methoden aufgenommen hat (ebd., S. 271). Auch hier ist oftmals nicht von einem einseitigen Vorgang auszugehen, sondern von einer wechselseitigen Beeinflussung der unterschiedlichen relativ autonomen Disziplinen.

18 Für eine detailliertere Analyse von Transdisziplinarität im Kontext sozial orientierter Gestaltungsansätze, vgl. den Beitrag „Transdisziplinarität: Theoretischer Grundbegriff und praktischer Arbeitsmodus sozial orientierten Designs“ von Tabea Schmid in diesem Band.

Der vorliegende Beitrag lässt sich abschließend selbst mit dem Motiv unterlegen, zu einem intra- und interdisziplinären Diskurs im Hinblick auf die kollaborative Gestaltung des Sozialen beizutragen und diesen Diskurs um unterschiedliche relationale Perspektiven auf die eingangs formulierte Fragestellung („Wie gestalten wir Gesellschaft?“) anzureichern. Zusammengefasst zeigen diese Perspektiven auf, wie voraussetzungsreich es ist, von einem ‚wir‘ zu sprechen, was sich unter ‚der Gesellschaft‘ verstehen lässt, wie diese in Teilbereichen zur ‚Adressatin‘ gestaltenden Handelns wird und welche Bezüge dabei zwischen wissenschaftlicher Wissensproduktion, beruflich-gestaltendem Handeln sowie zwischen unterschiedlichen Disziplinen vorliegen. Eine reflexive Anwendung relationaler Perspektiven weist allerdings auch die vorliegende – vorrangig summarische – Theoriearbeit als „unweigerlich in einem sozialen Entstehungskontext situiert“ (Reckwitz 2021, S. 25) aus. Konkreter: Sie entstammt einer in spezifischer Weise *biografisch geprägten sozialwissenschaftlich-sozialarbeiterischen Situierung* des Autors, die immer nur begrenzt – d. h. mit den situativ verfügbaren Heuristiken – transzendiert werden kann. Dies zeigt sich an mehreren Stellen des vorliegenden Beitrags, beispielsweise wenn zur Analyse des gesellschaftlichen Raumes der Bourdieuschen Kapitalsortentheorie gegenüber anderen Betrachtungsweisen der Vorzug gegeben wird, Theorieansätze der Sozialen Arbeit (relationales Adressat:innen-Konzept, reflexive Professionalität) die Formierung des jeweiligen Gegenstandsbereichs dominieren oder die gestalterisch-praktische Seite in der Frage nach inter- und transdisziplinärer Zusammenarbeit weitestgehend ausgeblendet wird. Diese und weitere Verkürzungen in der vorliegenden Annäherung an die relationalen Vorbedingungen der Frage „Wie gestalten wir Gesellschaft?“ verweisen auf die hohe Komplexität nicht nur dieser Fragestellung, sondern auch verwandter Zielsetzungen, wie etwa dem „Verhindern und Bewältigen sozialer Probleme“ (Engelke et al. 2016, S. 241). In diesem Kontext möchte der vorliegende Beitrag Vertreter:innen in Theorie und Praxis (bzw. Disziplin und Profession) dazu anregen, mit anderen Akteur:innen und insbesondere mit einem sich ebenfalls als „sozial“ apostrophierenden Design im Kontext eines übergeordneten ethischen Zielhorizonts in einen Austausch zu treten, der sowohl eine Reflexion der eigenen epistemologischen Grundlagen wie auch Fragen der jeweiligen politischen sowie sozialen Einbettung und der konkreten Handlungsoptionen umfasst – sowie die Frage, wie diese Aspekte im Sinne einer reflexiven Professionalität, die ein deutendes Verstehen und die Partizipation der Adressat:innen gewährleistet, im jeweiligen Gestaltungskontext relationiert werden können. Ein derartiges Vorgehen wäre geeignet, um sich der Frage „Wie gestalten wir Gesellschaft?“ aus einer relationalen sowie prozessualen Perspektive kollaborativ anzunähern.

Literatur

- Armbruster, A. (2019). Relationale Soziologie als soziologische Theorie. Beobachtungen zu einer Theorie sozialer Relationen anhand neuerer Literatur. *Zeitschrift für theoretische Soziologie* 8(1), S. 130-139.
- Baecker, D. (1994). Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 23(2), S. 93-110.
- Balzer, N., & Ricken, N. (2010). Anerkennung als pädagogisches Problem. Markierungen im erziehungswissenschaftlichen Diskurs. In A. Schäfer & C. Thompson (Hrsg.), *Anerkennung* (S. 35-87). Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh.
- Banz, C. (2016). Einführung. In C. Banz (Hrsg.), *Social Design. Gestalten für die Transformation der Gesellschaft* (S. 7-8). Bielefeld: transcript.
- Bauer, C. (2021). Schädliches Design. Demoralisierende Designtheorie? In C. Rodatz & P. Smolarski (Hrsg.), *Wie können wir den Schaden maximieren?* (S. 59-77). Bielefeld: transcript.
- Baumgart, F. (2008). Sozialisation durch symbolische Interaktion. In F. Baumgart (Hrsg.), *Theorien der Sozialisation. Erläuterungen, Texte, Arbeitsaufgaben* (4. Aufl., S. 119-125). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Becker, M. (2020). Einleitung. In M. Becker, J. Schmidt & R. Zintl (Hrsg.), *Politische Philosophie* (5. Aufl., S. 17-28). Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Bitzan, M., & Bolay, E. (2017). *Soziale Arbeit – die Adressatinnen und Adressaten*. Opladen und Toronto: Barbara Budrich.
- Bitzan, M., & Bolay, E. (2018). Adressatin und Adressat. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit* (6. Aufl., S. 42-49). München: Ernst Reinhardt.
- Blumer, H. (1973). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* (Bd. I., S. 80-101). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Borries, F. v. (2016). *Weltentwerfen. Eine politische Designtheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt, Sonderband 2, S. 183-198). Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, P. (1998). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (11. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Böhnisch, L. (2016). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Brumlik, M. (2014). Interaktion und Kommunikation. In C. Wulf & J. Zirfas (Hrsg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 215-225). Wiesbaden: Springer VS.
- Busmann, J. (2018). *Salus Publica Suprema Lex. Über den Wert des Öffentlichen*. In C. Rodatz & P. Smolarski (Hrsg.), *Was ist Public Interest Design? Beiträge zur Gestaltung öffentlicher Interessen* (S. 201-213). Bielefeld: transcript.

Butler, J. (2003). Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, J. (2005). Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, J. (2006). Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Deinet, U. (1992). Das Konzept „Aneignung“ im Jugendhaus. Neue Impulse für die offene Kinder- und Jugendarbeit. Opladen: Leske und Budrich.

Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) (2014): Definition der Sozialen Arbeit. https://www.dbsh.de/media/dbsh-www/redaktionell/bilder/Profession/20161114_Dt_Def_Sozialer_Arbeit_FBTS_DBSH_01.pdf. Zugriffen: 1. September 2022.

Dewe, B., & Otto, H.-U. (2012). Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In W. Thole (Hrsg.), Grundriss Soziale Arbeit (4. Aufl., S. 197-217). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Emirbayer, M. (2017 [1997]). Manifest für eine relationale Soziologie. In H. Löwenstein & M. Emirbayer (Hrsg.), Netzwerke, Kultur und Agency. Problemlösungen in relationaler Methodologie und Sozialtheorie (S. 30-73). Weinheim und Basel: Beltz.

Elias, N. (2016). Was ist Soziologie? Gesammelte Schriften (Bd. 5). Amsterdam: Norbert Elias Stichting.

Engelke E., Spatscheck, C., & Bornmann, S. (2016). Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen (4. Aufl.). Freiburg i. B.: Lambertus.

Ebert, I. (2021). Social Design unter Verdacht. In C. Rodatz & P. Smolarski (Hrsg.), Wie können wir den Schaden maximieren? (S. 43-57). Bielefeld: transcript.

Flade, A. (2019). Social Design. <https://www.socialnet.de/lexikon/Social-Design>. Zugriffen: 1. September 2022.

Goffman, E. (2016). Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen (9. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Graßhoff, G. (2015). Adressatinnen und Adressaten der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

Graßhoff, G. (2018). Interaktionismus. In G. Graßhoff, A. Renker & W. Schröer (Hrsg.), Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung (S. 387-389). Wiesbaden: Springer VS.

Guggenheim, M. (2019). Was macht die Planung? Was Lucius Burckhardt und ANT voneinander lernen können. In M. Kurath & R. Bürgin (Hrsg.), Planung ist unsichtbar. Stadtplanung zwischen relationaler Designtheorie und Akteur-Netzwerk-Theorie (S. 239-250). Bielefeld: transcript.

Hradil, S. (2006). Soziale Milieus - eine praxisorientierte Forschungsperspektive. Aus Politik und Zeitgeschichte 44-45/2006, S. 3-10.

Joas, H., & Knöbl, W. (2017). Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen (5. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kerber, D. (2016). Soziales Design als humanitäre Praxis. In C. Banz (Hrsg.), Social Design. Gestalten für die Transformation der Gesellschaft (S. 85-94). Bielefeld: transcript.

Latour, B. (2007). Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang. Zürich und Berlin: Diaphanes.

Latour, B. (2010). Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Luhmann, N. (1984). Soziale Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Mead, G. H. (1988). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus* (7. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mead, G. H. (2008). Die Entstehung des Selbst. In F. Baumgart (Hrsg.), *Theorien der Sozialisation. Erläuterungen, Texte, Arbeitsaufgaben* (4. Aufl., S. 126-138). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Merten, R. (2001). Sozialarbeit/Sozialpädagogik als Disziplin und Profession. In J. Schulze-Krüdener, H. G. Homfeldt & R. Merten (Hrsg.), *Mehr Wissen - mehr können? Soziale Arbeit als Disziplin und Profession* (S. 29-87). Baltmannsweiler: Hohengehren.
- Messmer, H., & Hitzler, S. (2007). Die soziale Produktion von Klienten - Hilfeplangespräche in der Kinder- und Jugendhilfe. In W. Ludwig-Mayerhofer, O. Behrend & A. Sondermann (Hrsg.), *Fallverstehen und Deutungsmacht* (S. 41-73). Opladen: Barbara Budrich.
- Peuker, B. (2010). Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). In C. Stegbauer & R. Häußling (Hrsg.), *Handbuch Netzwerkforschung* (S. 325-335). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pries, L. (2019). *Soziologie. Schlüsselbegriffe - Herangehensweisen - Perspektiven* (4. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Pyyhtinen, O. (2016). *More-than-Human Sociology. A New Sociological Imagination*. Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Reckwitz, A. (2021). Gesellschaftstheorie als Werkzeug. In A. Reckwitz & H. Rosa, *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?* (S. 23-150). Berlin: Suhrkamp.
- Richter, H., Coelen, T., Mohr, E., & Peters, L. (2003). Handlungspausenforschung - Sozialforschung als Bildungsprozess. Aus der Not der Reflexivität eine Tugend machen. In H.-U. Otto, G. Oelerich & H.-G. Mischeel (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit* (S. 45-62). Neuwied und München: Luchterhand und Reinhardt.
- Ricken, N. (2013). Anerkennung als Adressierung. Über die Bedeutung von Anerkennung für Subjektivationsprozesse. In T. Alkemeyer, G. Budde & D. Freist (Hrsg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung* (S. 69-99). Bielefeld: transcript.
- Rodatz, C., & Smolarski, P. (Hrsg.) (2018). *Was ist Public Interest Design? Beiträge zur Gestaltung öffentlicher Interessen*. Bielefeld: transcript.
- Rosa, H. (2016). *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2020). *Unverfügbarkeit*. Wien und Salzburg: Residenz.
- Rosa, H. (2021). Best Account. Skizze einer systematischen Theorie der modernen Gesellschaft. In A. Reckwitz & H. Rosa, *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?* (S. 151-251). Berlin: Suhrkamp.
- Scherr, A. (2013). Agency. Ein Theorie- und Forschungsprogramm für die Soziale Arbeit. In G. Graßhoff (Hrsg.), *Adressaten, Nutzer, Agency* (S. 229-242). Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt, F. (2013). Strukturen pädagogischer Wahrnehmung. *Sozialmagazin* 38(12), S. 6-13.
- Schroer, M. (2022). *Soziologische Theorien. Von den Klassikern bis zur Gegenwart* (2. Aufl.). Paderborn: Brill Fink.

Schwerthelm, M. (2021). Offene Kinder- und Jugendarbeit als hybride Organisation. In U. Deinet, B. Sturzenhecker, L. v. Schwanenflügel & M. Schwerthelm (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (5. Aufl., S. 883-908). Wiesbaden: Springer VS.

Thieme, N. (2013). „Wir beschäftigen uns eigentlich nur mit nicht-idealen Adressaten...“: Eine sozialwissenschaftlich-hermeneutische Perspektive auf Konstruktionen von Kindern als Adressat/-innen der Kinder- und Jugendhilfe. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 8(2), S. 191-204.

Thole, W. (2012). Die Soziale Arbeit – Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. Versuch einer Standortbestimmung. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit* (4. Aufl., S. 19-70). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wagner, L. (2018). Vom Klienten zur Nutzer_in. In K. Böllert (Hrsg.), *Kompodium Kinder- und Jugendhilfe* (S. 337-364). Wiesbaden: Springer VS.

Wendel, L. (2021). Wie wollen wir eigentlich leben? Der Umgang der Stadtplanung mit einer komplexen Frage. In C. Rodatz & P. Smolarski (Hrsg.), *Wie können wir den Schaden maximieren?* (S. 125-142). Bielefeld: transcript.

Wiezorek, C. (2015). Transfer – Zum Wissensaustausch zwischen erziehungswissenschaftlicher Forschung und pädagogische Praxis. In T. Hascher, T.-S. Idel, S. Reh, W. Thole & K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Bildung über den ganzen Tag* (S. 199-220). Opladen et al.: Barbara Budrich.

